

sein. Die Funktion des neuen Gebäudes hätte einem gewandelten Staatsverständnis Rechnung zu tragen.

Daß die öffentliche Diskussion über die Rekonstruktion von Baudenkmalern in Deutschland ihren entscheidenden Auftrieb durch die Wiedervereinigung erhielt, unterstreicht, daß es sich um primär politische Entscheidungen handelt. Es wäre mehr als fatal, wenn das wiedervereinigte Deutschland derartige Rekonstruktionen als Identitätssymbole nötig haben sollte, die nichts als ein versuchter Blick zurück wären.

Der Historiker, Denkmalpfleger und Architekt sollte dazu die Hand nicht reichen. Da sie jedoch Menschen und d. h. korrumpierbar sind, werden sie auf Bestellung oder aus gutem Glauben jede gewünschte Rekonstruktion begründen und liefern. Die Zukunft wird mit ihnen leben. Den Mut und Charakter, Rekonstruktionen wegen ihrer Unredlichkeit zu zerstören, wird es niemals geben. Außerdem würde sich wieder jemand finden, der zerstörte Rekonstruktionen rekonstruieren würde.

Hanno-Walter Kruft († 10. September 1993)

NON POSSUMUS  
ZUR PHANTOMSIMULATION VON DREI FASSADEN DES EHEM.  
STADTSCHLOSSES AM MARX-ENGELS-PLATZ IN BERLIN

(mit vier Abbildungen)

Die Redaktion hat mich um eine spontane Meinungsäußerung zu einem Vorgang gebeten, der zu anderen Zeiten und unter anderen Umständen sicher kein Gegenstand für eine kunsthistorische Fachzeitschrift wäre. Meine Reaktion ist unvermeidlich subjektiv. Ich bitte die Leser um Nachsicht, wenn ich im folgenden einiges wörtlich wiederhole, was ich bereits bei der Eröffnung der Jahrestagung der Landesdenkmalpfleger am 7. Juni in Heidelberg ausgeführt habe (*Denkmalschutz-Informationen*, hrsg. vom Dt. Nationalkomitee für Denkmalschutz, 2, Bonn 1993, S. 72-79).

Eines vorweg: Ich kannte das alte Berliner Schloß noch recht gut, wengleich ich es nur als Kind kannte, als eine imponierende graue Masse inmitten einer zunehmend durch Bombenzerstörungen verwundeten Stadt. Ich habe seine Ruine danach nicht mehr gesehen, den Abriß aber wie viele andere als eine schwere psychische und physische Verwundung empfunden. Der Schmerz hierüber ist nicht mit der Zeit verheilt, und die heutige Ödnis an der Stelle des Geschehens hält diesen Schmerz, das Gefühl des Verlustes und den ohnmächtigen Zorn über diese Barbarei wach.

Seit der gewaltsamen Beseitigung der Schloßruine hat es immer wieder Spekulationen über eine mögliche Änderung gegeben. Sie waren aber vor 1989 irreal, ein reines Gedankenexperiment. Zu sehr verfestigten sich nach dem Abbruch

die Verhältnisse im alten Berliner Stadtzentrum und es wurden Fakten gesetzt. Wer aber spürte nicht die absolut unbefriedigenden Proportionen des weiten Marx-Engels-Platzes, an dessen Südseite schon in den 60er Jahren das Gebäude des Staatsrats errichtet wurde unter Verwendung von Teilen des Eosander-Portals des Schlosses nicht als Spolie, sondern als Trophäe (Abb. 2a und b)?

An der Ostseite entstand sodann der Palast der Republik: kaum jenes „hervorragende Beispiel unserer sozialistischen Nationalkultur“, als das ihn Erich Honecker bei der Einweihung pries, sondern vielmehr die ans Plagiat grenzende Paraphrase eines Kongreßhallen-Entwurfes von Peter Behrens 1934 für das Heiligengeistfeld in Hamburg. Der Palast der Republik war die logische Konsequenz einer weiträumigen Proportionsveränderung im ehemaligen Berliner Stadtzentrum, entwickelt am Alexanderplatz und nach Westen hinübergeführt mit der überbreiten Schneise in Rahmung des Fernsehturmes, bis an den östlichen Spreearm heran.

Die Ereignisse des Winters 1989/90, die „Wende“, setzten vielerlei Kräfte frei, und die Diskussion um einen möglichen „Wiederaufbau“ des Berliner Schlosses entfaltete sich mit ungeheurer Sprengkraft. Ähnliches geschah um das ehemalige Stadtschloß und die Garnisonskirche in Potsdam und ist im kleinen an manchen Orten der ehemaligen DDR zu beobachten. Hier wiederholte sich, wie sollte es auch anders sein, eine Entwicklung, die in den westlichen Bundesländern bereits zu Beginn der 80er Jahre begonnen hatte. Erinnerung sei nur an die Bebauung des Römerberges in Frankfurt/Main und den Nachbau des Hildesheimer Knochenhaueramtshauses. Manches von dieser Art konnte verhindert werden, z. B. in Mannheim. Die Debatte war jedoch hoch emotional. Ich betone an dieser Stelle, daß die Diskussion um die Wiederaufrichtung der Frauenkirche in Dresden nach meiner Meinung hiermit nicht in Zusammenhang gebracht werden darf.

Die flapsige Bemerkung meines bisherigen Berliner Kollegen, es handle sich hier um „Gemütspflege“, kann ich nicht als angemessene Antwort gelten lassen. Sie wertet die schwierigen psychologischen Hintergründe ab, die bei einigen aktuellen Fällen gerade jetzt zu solchen Wünschen führen. Sie verkennt die tiefen Wunden, die hier durch barbarische Entscheidungen in Kenntnis anderer Möglichkeiten geschlagen worden sind. Sie sieht nicht jenes Gefühl von Ohnmacht bei den einen und die vielen „guten feigen Gründe des Schweigens“ bei den anderen, jenen nie verwindbaren Skandal, die traumatische Nachwirkung der oft noch erhaltenen Bildsequenzen des Versinkens, jenes Katakombenhoffen – das aber, so bitter es ist, keine Erfüllung finden kann.

Die erneute bzw. in dieser offenen Form erst seit dem politischen Ende der DDR mögliche Diskussion über das Berliner Stadtschloß war von Anfang an emotionsgeladen, war sie doch mit der Hauptstadtfrage ebenso verbunden wie mit derjenigen nach der baulichen Zukunft der Berliner Stadtmitte und der Entscheidung über den wegen Asbestverseuchung geschlossenen Palast der Republik. Bezeichnenderweise machte der *Spiegel* (3.9.1990) den Anfang mit einem ausführlichen Bericht über die Sprengung 1950/51, nach den vergeblichen Protesten beim Abbruch, so daß dann offiziell die einen nicht darüber sprechen durf-

ten und die anderen es nie auf die Tagesordnung einer Theoriedebatte setzten. Am 24.9.1990 wurde im gleichen Magazin ein Bericht über die Asbestverseuchung des Palastes der Republik nachgereicht. Damit waren die Karten gemischt.

Angesichts der sich abzeichnenden Tendenzen warnte die Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland bei ihrer Jahrestagung im Juni 1991 mit der sog. Potsdamer Erklärung vor den damit verbundenen Gefahren (*Deutsche Kunst und Denkmalpflege* 49, 1991, S. 96).

### *Das Schloßphantom und seine Lobby*

In Berlin bildete sich 1992 ein „Förderverein Berliner Stadtschloß“ für die Ausstellung „Die Bedeutung des Berliner Stadtschlusses für die Mitte Berlins“ mit dem Hamburger Kaufmann Wilhelm von Boddien, dessen rührige Aktivität den Wunsch nach einem Nachbau des Stadtschlusses schnell hochspielte. Ideologisch vorbereitet und begleitet wurde die Aktion von gezielter und gesteuerter Pressearbeit.

Hier spielte die Tageszeitung *Die Welt* eine besondere Rolle. Deren Denkmalpflegerberichterstatte Dankwart Guratzsch war Fachleuten zwar schon immer dadurch ein Begriff, daß er bei seinen Berichten mit erstaunlich gleichbleibender Konsequenz stets zielgenau neben dem Kern einer Sache landete. In Sachen Rekonstruktion ist ihm jüngst aber auch keine abgedroschene Halbwahrheit, kein Trivialargument entgangen beim Versuch, die Denkmalpflege auf einem vermeintlich doktrinären Irrweg festzunageln. Als ich jüngst den Vorschlag machte, meine Sicht der Dinge in der Kolumne „Die andere Meinung“ dieser Zeitung darzulegen, wurde mir bedeutet, an einer solchen anderen Meinung bestehe kein Interesse. Man muß also von einer gezielten Kampagne ausgehen.

Eine als repräsentativ aufgemachte Sammlung von Kommentaren bekannter Zeitgenossen in derselben Zeitung vom 15.5.1993 (in offenbar nicht gesehener Ironie findet sich auf der nächsten Seite dieser Ausgabe ein Bildbericht über einen Nachbau von S. Antonio in Padua aus 3 Mio Getränkedosen) zeigt die ganze Verlegenheit, mit der sich mancher Befragte wand, um der vorgegebenen Stoßrichtung wenigstens noch ein Quentchen Nuancen beizugeben. Um den Kern der Sache wurde freilich stets herumgeredet, genauer: Er war als nicht hinterfragbare Prämisse gesetzt: Daß man Architektur eben kopieren könne und kopieren werde, und daß es nur noch um den ideologischen Überbau über diese Prämisse ging. Zögernde oder kritische Stimmen etwa von Josef Paul Kleihues (*Die Welt*, 9.11.1990) und Manfred Sack (*Die Zeit*, 7.12.1990) wurden ebenso beiseitegeschoben wie die Warnungen von Rüdiger Scharper (*Süddeutsche Zeitung*, 15.12.1992) oder die vehemente Kritik von Tilmann Buddensieg (*ebd.*, 30.12.1992), der in der Reproduktion verschwundener Bauten das Vehikel konservativer Kritik an der gebauten Gegenwart brandmarkte. Gerade Buddensieg arbeitete in seinem Artikel den oft zitierten Unterschied zum Warschauer Schloß deutlich heraus. Die Politik begann sich angesichts solch kontroverser Meinungen in ihren Äußerungen zu winden, und es kam sogar zu grotesken Versuchen,

einen Zwitter zur Befriedigung der Bedürfnisse aller zu kreieren, bei dem sowohl der Palast der Republik als auch ein Nachbau der Stadtschloßfassaden verfremdet unter einem riesigen Flachdach in Art des neuen ICE-Bahnhofes von Kassel-Wilhelmshöhe vereint werden sollten. Die Ähnlichkeiten zu Vorschlägen beim gleichzeitigen Reichstagswettbewerb ließen grüßen.

Die Umfrage der *Welt* vom 15.5.1993 war auch insofern tendenziös, als sie schlankweg von der Behauptung ausging, daß statt einer Kopie des Schlosses an dieser Stelle nur „Kasten- und Bürohausarchitektur“ entstehen werde, ein „nacktes, geschichtsloses Neubauenensemble“. Dies sei eine Absegnung des Unrechtes.

Aus den abgedruckten Meinungen seien einige als typisch hervorgehoben. Wenn der Vorstandschef von Daimler-Benz *Edzard Reuter* vom Wiederaufbau spricht und ihn als Umgang mit den Zeugnissen der eigenen Geschichte wertet, dann ist dies verständlich. Einem Wirtschaftsunternehmen ist es kaum zu verdenken, daß es die hier unstimmig miteinander verknüpften Begriffe fahrlässig verwendet, um sich als Kulturförderer zu profilieren. (Die Nagelprobe auf wirkliche Denkmalpflegeinteressen im harten Immobiliengeschäft Berlins wird dem Unternehmen damit nicht abgefordert.) *Wolfgang Thierse* (SPD) spricht sich ebenfalls für den Wiederaufbau aus, in Grenzen des Möglichen, mit der entlarvenden Äußerung, „historische Architektur sei nötig als Gegengewicht gegen kommende massenweise moderne Architektur.“ Auch hier lugt das Alibi durchs Knopfloch, vor allem das allen Machern eigene Mißverständnis, man könne „historische Architektur“ so einfach wieder „machen“, also die ganze Unkenntnis von Geschichte. „Historisches“, also Vergangenes, in scharfem Schnitt zur Gegenwart: wie unhistorisch ist dies gedacht! Geschichte wird zum Selbstbedienungsladen einer geschichtslosen Generation, zum wahllosen Zusammentragen von Objekten, zum beliebigen Versatzstück, zur „a-historisch-ästhetischen Reizqualität“ degradiert, zur Geschichtsfälschung. Die Position von *Wolf Jobst Siedler* war natürlich von vornherein klar, zu oft hat er sie bereits in den Medien geäußert. *Goerd Peschken* schließlich spricht zum Glück nicht von Denkmalpflege. Ob die Fachleute von seiner Definition der Archäologie überzeugt werden können, ist zu bezweifeln.

Fazit dieser Umfrage: Nicht hinterfragt bleiben der Begriff „Wiederaufbau“ und die Behauptung, das Schloß „gehöre wieder auf seinen Platz“, die Machbarkeit immer voraussetzend. Nirgends ist wirklich Reflexion zu finden, dafür fast immer die Unterstellung, man mache solches ja doch anderswo ständig in der Denkmalpflege.

Der Förderverein Berlin Stadtschloß hat nun unter Aufwand erheblicher Spenden- und Unterstützungsmittel die wichtigste seiner Aufgaben in die Tat umgesetzt: Er hat westlich des Palastes der Republik auf dem Marx-Engels-Platz in topographisch exakter Position ein Phantom errichten lassen, die Montage von drei Fassadenabwicklungen bzw. von Teilen derselben (Südfront) vor einem Stahlgerüst in originaler Größe, auf Leinwand gemalt in den Ateliers Catherine Feff, Paris, nach einer Idee von Frank Augustin und Goerd Peschken (*Abb. 1a und b*). Die mit erheblichem publizistischem Aufwand erstellte Simulation ist seit dem 30. Juni 1993 zu sehen, im Laufe des Oktobers soll sie wieder abgebaut werden.

Es empfiehlt sich sehr, diese Inszenierung einer Illusion zu besuchen, denn nur der eigene Augenschein kann die Sinne schärfen für die Debatte von Grundsatzfragen, die sich daraus ergeben muß. Ich habe die Entstehung des Phantoms bei mehreren Berlin-Besuchen verfolgt, dabei die Veränderungen im Raumgefühl auf dem Platz sinnlich erfahren und schließlich Ende Juli einen ganzen Tag der Betrachtung und Analyse, vor allem aber einer engeren und weiträumigen Umwandlung des Ortes gewidmet.

Wer die Stadtmitte auf der S-Bahn-Linie zwischen Alexanderplatz und Friedrichstraße durchfährt, kann das Phantom, aus den südlichen Fenstern blickend, immer wieder in seinem kräftigen Gelbton zwischen den Baublöcken und Straßenschneisen hervorblicken sehen. Er empfindet aus der Ferne den Eindruck von etwas Graziellem, Differenziertem zwischen Bauten, die fast alle dem späteren 19. und 20. Jahrhundert angehören. Besonders suggestiv ist die Wirkung bei der Annäherung von Westen, durch die Straße Unter den Linden. Würde nicht die Kuppel fehlen, so wäre bisweilen beim unscharfen Blick durch die Allee nach Osten die Illusion perfekt.

Spätestens aber ab dem Moment, wo die begleitenden Architekturen der Straße Unter den Linden, ja die Alleebäume mehr zur Seite treten, sich zwischen Zeughaus und Kronprinzenpalais die Blickschneise weit öffnet, beginnt die Simulation sich als Attrappe deutlich bemerkbar zu machen, zumal die in den Blick hineinwirkenden Bauten des Außenministeriums und die links hinter einer Verspiegelung deutlich hervortretende Baumasse des Palastes der Republik schon die Proportionen disharmonisch überlagern. Ein Mehr an räumlicher Illusion kann aus dieser Entfernung und bei weiterer Annäherung eine gemalte Theaterkulisse nicht leisten, zumal das sie tragende Gerüst eine stärkere Durcharbeitung der Baumasse nicht ermöglicht. Alle Kanten und Himmelschnitte offenbaren die Augentäuschung.

Für den sensibleren Betrachter kommt noch eine weitere Irritation hinzu: Plastische Wirkung kann im Abbild nur durch gemalte Schatten erzeugt werden. Wo diese nun mit realen Schatten in Konkurrenz treten, beginnt die Täuschung sich selbst aufzuheben. Die gemalten Schatten scheinen zudem Bildvorlagen, offenbar Aufnahmen der Meßbildanstalt von 1910, entnommen zu sein. An allen drei gemalten Fassaden laufen sie nach links, müssen also zu verschiedenen Tages- und Jahreszeiten aufgenommen worden sein, so daß aus Morgen, Mittag und Abend ein neues Schloß zu werden scheint. Am störendsten wirkt dies bei der großen Spiegelwand, die an der Lustgartenfassade den hier nach Norden vortretenden Teil des Palastes der Republik verdeckt. Im Spiegelbild laufen die Schatten auf eine imaginäre Raumkante von beiden Seiten zu und töten die Illusion, während die mitgespiegelten hellen Vertikalgliederungen des banalen Außenministeriums im Hintergrund durch minimale Abweichungen der Spiegelemente aus der Idealfäche ein höchst subtiles Formenspiel beginnen, an Vasarely erinnernd. Wahrnehmungskontrollen dieser Art mögen an der Absicht der Veranstalter vorbeizielen, geht es ihnen doch um eine viel einfachere, gröbere Simulation. Sie sind jedoch notwendig, um das Auge zu schärfen, dem noch viel härtere Kost zugemutet wird.

Sicher hat der Platz zwischen den Spreearmen, seitdem er nicht mehr Zielort gelenkter Menschenmassen und straff organisierter Kundgebungen ist, noch nie eine so große Zahl Neugieriger gesehen. Die Schloßattrappe ist gleichsam der Hauptdarsteller eines großen Straßenfestes, das sich in der heute für sog. Altstadtfeiern so typischen Weise aus Gastronomie und Schaustellerbuden zusammengesetzt präsentiert. Wie weit es sich nur um ein freizeitfüllendes „event“ handelt oder ob in der Tat persönliche Betroffenheit und Sachinteresse vorherr-

schen, ist nicht leicht auszumachen. Geschickt werden die Menschen durch die drei am historischen Ort in die Folien eingeschnittenen „Portale“ in das Innere der Inszenierung gelockt, wo ein Veranstaltungszelt und eine Ausstellung auf sie warten; der verstellte Mitteltrakt des Palastes der Republik fristet derweil ein unbeachtetes Hinterhofdasein.

Die Ausstellung, hinter der Nordwestecke des Phantoms zwischen den ehemaligen Portalen III und IV plaziert, folgt einer einfachen, schnell nachvollziehbaren Konzeption, von einem Katalog begleitet („*Das Schloß?*“ *Eine Ausstellung über die Mitte Berlins*, hrsg. vom Förderverein Berliner Stadtschloß, Berlin, Ernst & Sohn 1993, 132 Seiten). Dieser stellt den Bau vor, schildert knapp seine Baugeschichte, seine Funktion als Residenz, seine Rolle in der Geschichte und reicht über den Funktionswandel 1918 bis zum Abbruch bzw. bis zum Fall der Mauer 1989. Diesen Kapiteln folgen Einzelstudien über Fragen der Rekonstruktion bis zu Details der praktischen Machbarkeit, aber auch verhalten skeptische Beiträge wie z. B. von Julius Posener (Das Schloß wieder aufbauen?) und Wolfgang Pehnt (Dagegen aus Respekt).

In der Ausstellung sind zahlreiche Gästebücher ausgelegt, in denen in großer Zahl Meinungseintragungen aus der Öffentlichkeit gesammelt sind. Befürworter, Ablehner und Skeptiker halten sich durchaus die Waage. Da bekanntlich das Hemd näher sitzt als die Jacke, spielen hier Fragen der Sinnhaftigkeit von Investitionen angesichts anderer, vor allem sozialer Notwendigkeiten die größte Rolle, ein freilich gefährliches Terrain, denn damit läßt sich jede kulturpolitische Debatte trefflich abblocken. Gänzlich neben der Sache liegen Gleichsetzungen des Schlosses mit dem Sinn der Monarchie. Das Meinungsbild zeigt also die ganze Bandbreite unaufgeklärter Vorurteile neben durchaus bedenkenswerten Meinungsäußerungen. Die Veranstalter und Ausstellungsmacher haben die Chance zu einer wirklich objektiven Unterrichtung über Kernfragen von Architektur und Denkmalpflege leider versäumt oder bewußt überspielt.

### *Das städtebauliche Umfeld*

Doch nun von der Nachahmung zur Reflexion der Realität. Stellt man sich vor, hinter den gemalten Planen stünde eine dreidimensionale Baumasse (was nur bei weiterer Entfernung oder nächster Nähe gelingen will), dann erschließen sich räumliche Zusammenhänge und Erkenntnisse, die dem mit der Baugeschichte und Stadtbaugeschichte Vertrauten natürlich längst bekannt sind. Ganz unabhängig von der unglücklichen Plazierung des Palastes der Republik ist die maßstabtötende Leere des Marx-Engels-Platzes nach Abbruch des Schlosses durch das unartikulierte Ineinanderfließen von drei verschiedenen Straßen- und Platzräumen gekennzeichnet. Die Simulation macht diese stadträumlichen Zusammenhänge überdeutlich. Sie gibt vor allem dem Lustgarten seine südlich entsprechende Begrenzung wieder. Weniger anschaulich ist dies aus verständlichen Gründen an der Schloßfreiheit im Westen und an der alten Stadtseite, dem Schloßplatz.

Die Erfahrung lehrt jedoch, daß es die falsche Folgerung ist, den Nachbau des Schlosses populistisch zu propagieren mit der ausgesprochenen Hoffnung, hier werde gleichsam die „Stimmgabel“ wieder entstehen, welche die Gesetzmäßigkeiten der künftigen Entwicklung des Umraumes bestimmen werde. Der Wiederaufbau des Goethehauses in Frankfurt oder des Opernhauses in Hannover haben sich z. B. in keiner Weise oder nur sehr begrenzt maßstabgebend auf ihr städtisches Umfeld ausgewirkt. Stadtentwicklung folgt nun einmal heute mehr den Marktgesetzen und politischem Pragmatismus, meist beiden in unheilvoller Verquickung. Seit der Wende ist Berlin selbst ein abschreckendes Beispiel hierfür.

Es muß also andersherum gedacht werden. Die Frage nach der räumlichen Mitte des alten Berlin für die Zukunft setzt voraus, daß klare Zielvorstellungen für das Umfeld des Marx-Engels-Platzes entwickelt werden. Da ist zum Lustgarten hin die Frage nach der notwendigen Breite der Karl-Liebknecht-Straße als Verlängerung der Linden nach Osten, die in dieser Form erst nach 1945 entstanden ist; nach der Rückgewinnung der alten Oberflächengestaltung zwischen Altem Museum, Spree und Dom überhaupt (s. Buddensieg, *Süddeutsche Zeitung*, 30.12.1992); nach Westen und an der entscheidenden Nahtstelle nach der Zukunft des Geländes, auf dem einst Schinkels Bauakademie und die Kommandantur in einem äußerst reizvollen, aber labilen Stadtraum gestanden haben. Doch auch der Umgang mit der Südseite, dem Schloßplatz, erfordert eine klare Antwort. Nur hier sind neue Proportionen entstanden, die eine großstädtische Erscheinung ermöglichen und neue Stadträume eindeutig definieren. Das Gebäude des Staatsrates ist der einzige Neubau im Umkreis, der sich durch einen gestalterischen Anspruch auszeichnet und durch seine Geschosshöhengliederung einen, wenn auch Abstand gebietenden, Dialog mit den Menschen als Benutzern von Architektur eingeht. Dies resultiert aber daraus, daß hier das vorgeblendete Portal IV des Schlosses die Geschosshöhen mitgeprägt hat, das Schloß also in Spurenelementen seiner Form- und Stilsprache gleichsam mit die Feder geführt hat. Dieses Denkmal in vielfacher Hinsicht – Kulturdenkmal, Geschichtsdenkmal, Denkmalspiegelung von ungemeiner Dichte der Aussage – würde aber jeglicher Plausibilität beraubt, wollte man ihm das Herzstück seiner usurpatorischen Geschichtsaussage nehmen.

Damit erhebt sich die Frage nach der Vereinbarkeit einer solchen Würdigung mit dem Wunsch nach einer Repristinaton des alten Stadtschlosses, bei der die Fortlassung oder erneute Kopierung der einzigen großflächig erhaltenen Originalsubstanz – oder was ihr nahe kommt – in Form einer Rücktranslokation doppelte Absurdität wäre. Sollte das Original in der Gefangenschaft seiner neuen Funktion bleiben, müßte eine erneute Kopie einem Nachbau geborgte Aktualität geben.

All dies muß bedacht werden. Gänzlich ungeklärt ist aber noch die Frage nach Erhalt oder Aufgeben der übergroßen Schneise zwischen Marienkirche und Rotem Rathaus, deren Dimensionierung nur aus ihrer Funktion als Glacis des die östliche Stadt dominierenden Fernsehturmes heraus zu verstehen ist. Ist sie als Faktum und Dokument hinzunehmen? Oder verlangen stadträumliche und städtebauliche Notwendigkeiten eine kleiner parzellierte Neubebauung um der Wieder-

gewinnung einer Struktur willen? Wer vor dem Schloßphantom steht, spürt intensiv den Drang, sich diesen Raum jenseits des östlichen Spreearmes anders denn als öde belanglos geformte Grünanlage mit Denkmälern und Brunnen vorzustellen. Jeder Repristinationsversuch des Schlosses muß hier zwangsläufig scheitern, wenn man nicht die absurde Idee verfolgt, an dieser Stelle, wo die ältesten Teile des Komplexes standen, komplizierte baugeschichtliche Abläufe, Vorsprünge, Überschneidungen von Zeitschichten als Kopie herstellen zu wollen. Kann man Baunähte kopieren? Dies ist ebenso unmöglich wie identische Blinddarmnarben bei eineiigen Zwillingen. Das Gegenüber des jetzigen Palastes der Republik jenseits der Spree kann zwar differenziert bebaut werden. Doch würde dies, selbst wenn es besser gelänge als die Kulissenschieberei mit Platten im Nikolai-Viertel, stets den Charakter des Künstlichen haben. Man beginnt also eine gefährliche Reise ohne Wiederkehr, bei der in Art eines „time-tunnel“ die historische Projektionsebene absoluter Willkür und Beliebigkeit ausgesetzt wäre. Ein neues altes Schloß aber stünde im veränderten Umfeld gleich einem einsamen Urahn, dem alle Verwandten, Mitmenschen und Nachkommen abhanden gekommen sind.

### *Begriffsverwischungen*

Kehren wir von den städtebaulichen Rahmenbedingungen zurück zur Kernfrage nach der Möglichkeit eines Nachbaues des Berliner Schlosses. Gerade an diesem Punkt ist die öffentliche Diskussion am unklarsten, herrscht die größte Begriffsverwirrung. Da ist einmal von „Kopie“ die Rede, ein anderes Mal von „Wiederaufbau“ oder „Rekonstruktion“. Jüngst brachte eine Tageszeitung sogar den verharmlosenden Begriff „Sanierung“ (*Hamburger Abendblatt*, 28.8.1993). Es geht also um die grundsätzliche Frage, ob ein Kunstwerk nach seiner restlosen Zerstörung in seiner Einmaligkeit erloschen ist oder ob es aufgrund von bildlicher Überlieferung als Nachbau – nicht als Wiederaufbau – zu neuem Leben geweckt werden könne. In einer Zeit, in der offenbar alles machbar ist, nimmt es nicht wunder, wenn hier in der öffentlichen Debatte unter Laien sehr nebulöse Vorstellungen herrschen.

Alarmierend ist es aber, wenn gegenwärtig auch ernst zu nehmende Kunsthistoriker diese Meinung theoretisch zu untermauern suchen. Dazu bietet, in einer fahrlässigen Verbindung der Frage mit dem Problem des Wiederaufbaus der Dresdner Frauenkirche, der Regensburger Kunsthistoriker Jörg Traeger eine Theorie von tiefgründiger Oberflächlichkeit an; sie führt auf eine schiefe Bahn, auf der es kein Halten mehr gibt (Ruine und Rekonstruktion in der Denkmalpflege. Grundsätzliches zum Falle der Dresdner Frauenkirche, in: *Architektur und Kunst im Abendland. Festschrift für Günther Urban*, Rom 1992, S. 217-232; ders., Zehn Thesen zum Wiederaufbau zerstörter Architektur, *Kunstchronik* 45, 1992, S. 629-633).

Da alle wesentlichen Richtigstellungen bereits von Georg Mörsch geliefert worden sind (Zu den 10 Thesen zum Wiederaufbau zerstörter Architektur, *Kunstchronik* 45, 1992, S. 634-638), bedarf es hier nur noch einiger Betonungen. Trae-



gers These, Architektur sei notfalls ersetzbar, sie sei auch nicht unbedingt identisch mit ihrem Baumaterial, wird leider mit den falschen Beispielen untermauert. Sie entzündet sich übrigens recht oberflächlich an einem Fehler im Bezugstext. Die Potsdamer Erklärung ist in der gültigen Form abgedruckt in *Deutsche Kunst und Denkmalpflege* 1991, S. 96. Ein Abdruck in *Kunsichronik* 44, 1991, S. 391f. zitiert sie an der entscheidenden Stelle falsch. Der Schlußsatz: „Denkmalpfleger sind einzig den nicht reproduzierbaren Geschichtszeugnissen verpflichtet...“ ist durch einen Druckfehler entstellt zu: „...den nicht reproduzierten Geschichtszeugnissen...“ Der Widersinn dieser verderbten Fassung, die Traeger in seinem Beitrag mehrmals als Kernsatz zitiert, ist ihm offenbar nicht aufgegangen.

Der von Traeger behauptete neuere Wandel in der Denkmalpflege Theorie von der Idee zum Material, von der Kunst zur Geschichte wird durch die Fakten und durch die jedermann erreichbaren Texte nicht gestützt. Die heutige Position der Denkmalpflege steht voll in der Tradition eines Ruskin, Dehio und Riegl, von Georg Simmels eindringlichen Gedanken über die Patina zu schweigen. Doch nehmen wir drei Hauptargumente nochmals auf. Die Theorie vom Wiederholbaren der Architektur mit Beispielen aus der Geschichte zählt nicht, denn ihre Begründung ist falsch, und die Beispiele werden undifferenziert und ohne Würdigung der jeweiligen Besonderheiten zitiert.

Natürlich ist Architektur in der Vergangenheit nach Zerstörungen in einigen Fällen auch rekonstruierend wiederaufgebaut worden. Aber schon eines der ältesten Beispiele hierfür, der historisierende Wiederaufbau der römischen Basilika S. Paolo fuori le mura, war nur vom Geistigen und vom kirchenpolitischen Ansatz her eine Wiederherstellung der alten Patriarchalbasilika, also eine Absage an einen zeitgenössischen Bau in den Formen der damals herrschenden Stilrichtung. In der Ausführung ist schließlich etwas ganz anderes daraus geworden, eine idealtypische Basilika im Sinne des mittleren 19. Jahrhunderts. Schon die Zeitgenossen haben die Diskrepanz zwischen Anspruch und Realisierung deutlich verspürt und kritisiert.

Da um 1900 die denkmalpflegerischen Grundsätze neu definiert wurden, waren damals zwei spektakuläre Fälle auch gleich heftige Streitfälle: der Wiederaufbau des 1902 eingestürzten Markus-Turmes in Venedig und jener der 1906 abgebrannten St. Michaeliskirche in Hamburg. Gemeinsam ist diesen beiden Fällen die unmittelbare und spontane Entscheidung für den historischen Wiederaufbau, also für die Wiederholung, den Wiedergewinn der historisch gewachsenen Form (s. M. F. Fischer, In pristinum, Brand und Wiederaufbau von S. Paolo fuori le mura in Rom 1823-1854, *Deutsche Kunst und Denkmalpflege* 1980, S. 6-19; ders., Brand und Wiederaufbau der Hauptkirche St. Michaelis 1906-1912, ein Symbol setzt sich durch, in: Dieter Haas [Hrsg.], *Der Turm, Hamburgs Michel, Gestalt und Geschichte*, Hamburg 1986, S. 68-78).

Gerade im Falle von Venedig bäumte man sich auf gegen die Fakten eines als Willkür empfundenen Ereignisses, gleichsam eine Außerkraftsetzung der geschichtlichen Kontinuität durch eine Katastrophe. Der Entschluß zur Rekonstruk-

tion war im Falle Venedigs ein Bekenntnis zur Kontinuität von Geschichte. Zu sehr war die Stadt selbst als Ganzes ein einziges großes Geschichtsdenkmal geworden. Der Sturz des Turmes traf die Einwohner in den Grundfesten ihres Selbstverständnisses, und so war denn die Entscheidung für den Wiederaufbau „come era, dove era“ konsequent. Deutlich hat dies Antonio Fradeletto beschrieben: „Die künftigen Generationen werden dem neu erstandenen Turm die gleiche Reverenz erweisen wie die früheren dem jetzt gefallenem alten Turm. Mehr noch: Eines Tages, wenn die Erinnerung an die Katastrophe verblaßt ist, werden sie nicht mehr gewahr sein, daß er nur ein Abbild ist.“ Das Bewußtsein vom Abbild war den Zeitgenossen also deutlich vor Augen. Aber sie wußten genauso oder hofften zumindest, daß dieses Abbild die Kontinuität der Stadt in die künftige Geschichte weitertragen würde.

Anders gelagert war der Fall beim Brand von St. Michaelis. Hier gab es erhebliche Auseinandersetzungen bis in die „Tage für Denkmalpflege“ hinein. Aber auch hier war der Symbolcharakter der Kirche für die Stadt schlechthin so stark, daß St. Michaelis für die freiwillig dem Untergang preisgegebene Altstadt Hamburg stand. Die Entscheidung der Stadt, an diesem Zeichen festzuhalten, galt also weniger dem Kunstwerk als seinem Wahrzeichencharakter, war eine politische Entscheidung. Die Debatte hatte allerdings vor allem dem Turm gegolten, und die Reste, die den Brand überstanden hatten, waren noch so bedeutend und umfangreich, daß eine Rekonstruktion in historischer Form sich als ein Wiederherstellen aus erhaltener Substanz in Großform und Detail interpretieren ließ. Dennoch ist auch hier nicht das historische St. Michaelis wieder erstanden, sondern ein Wiederaufbau, dem man seine Entstehungszeit im Jugendstil bis in viele Details deutlich anmerkt.

Die Befürworter des Nachbaues des Berliner Schlosses berufen sich gerne auf den Wiederaufbau des Warschauer Schlosses nach 1945. Auch dieser Vergleich hinkt, wenngleich ich nicht zu den Kritikern gehöre, welche die Unmöglichkeit des Vergleiches mit politisch moralischen Kriterien zu begründen suchen. Doch ist es ein Unterschied zu unserem Berliner Fall, wenn – wie jeder weiß – in Warschau schon mit dem Beginn der Schleifung der Innenstadt bei den betroffenen Polen der intensive Wunsch vorhanden war, dieses Geschehen künftig wieder zu tilgen. Dementsprechend sind in einem Bravourakt sondergleichen von verantwortungsbewußten Konservatoren Muster, Proben, Beispiele für fast jedes Detail abgenommen worden, die als Ausgangspunkt für die Rekonstruktion dienen konnten. Es ist auch die gesamte historische Altstadt mitsamt dem Schloß kopiert worden. Zudem geschah dies spontan, ohne große Zeitverzögerung, ohne eine wesentliche Veränderung der städtebaulichen Bezüge zwischen Altstadt und Schloß und aus einer ungebrochenen handwerklichen Tradition, nicht als Alibi für inzwischen begangene Bausünden.

Hinzu kommt, daß die darauf folgende Einrichtung des Schlosses als eine Art polnisches Nationalmuseum dem Bau den Charakter eines wichtigen identifikationsstiftenden Geschichtsdenkmals gab. So entstand in Warschau, freilich unter gänzlich anderem Vorzeichen, ein ähnliches Phänomen wie früher in München

beim Bau des Bayerischen Nationalmuseums: Inhalt und Hülle gingen eine intensive Verbindung miteinander ein.

Im Frankfurter Goethehaus war schon vor der Zerstörung eine Gedenkstätte eingerichtet, deren Arbeit an die Substanz des Hauses gebunden war (s. die Ansprache des Vorsitzenden des Hochstiftes Alexander von Bernus anlässlich der Einweihung am 14.5.1932, zitiert bei Ernst Beutler [Hrsg.], *Freies Deutsches Hochstift, Festgabe zum Goethe-Jahr 1932*, Frankfurt/Main o. J.). Schon damals war das historische Inventar größtenteils zerstreut, also in Analogieschlüssen nachzuempfinden. 90% der Substanz waren in dieser Anlehnung zeitgemäß gestaltet. Die Bibliothek war eine allerdings titelgleiche Rekonstruktion gewesen. Vor der Zerstörung 1943/44 hatte Beutler das Inventar geborgen und rief noch im Sommer 1944 zum Wiederaufbau auf. Ihm ging es um den ideellen Wert als Gedenkstätte. Die Kritik von Walter Dirks entzündete sich in der unmittelbaren Nachkriegssituation.

Es war also der allgemeine Streit um Neubeginn oder Anknüpfung, beides Teile der damaligen Sinnfrage im zerschlagenen Deutschland. Der Wiederaufbau bis 1949/51, nach sehr detaillierten Aufmaßen und Dokumentationen, hat eine Rekonstruktion geschaffen. Folgerichtig ist das Goethehaus in der Denkmaltopographie von Frankfurt auch nicht mit einem Foto belegt, sondern mit einem historischen Aufriß. Auch der bisweilen genannte Wiederaufbau der Münchner Residenz ist kein zulässiger Vergleich, denn dort war ebenfalls die Entscheidung für den Wiederaufbau wesentlicher Teile des umfangreichen Komplexes spontan gleich nach der Zerstörung gefallen, und Hauptbegründung für die kopierende Wiedererrichtung der historischen Formen bis ins kleinste Detail hinein war wiederum das Vorhandensein der historischen Ausstattung, so daß auch hier Ausstattung und historischer Rahmen in Form eines Raumkunstwerkes wieder zur Geltung gebracht wurden.

Ein letztes Beispiel für diese Art von Spontankopie sei genannt, da es im Verantwortungsbereich des Verfassers und erst jüngst geschehen ist: der die historische Form wiederholende Wiederaufbau von zwei Gebäuden innerhalb der klassizistischen Alsterarkaden am Hamburger Rathausmarkt nach einem Brand in der Neujahrsnacht 1989/90. Eine Überlegung, hier zwei weitgehend beschädigte Gebäude aus einem intakten klassizistischen Ensemble in anderen als den historischen Formen wiederherstellen zu lassen, wäre ein blutleeres Gedankenspiel gewesen. Nur aus dem Ensemblegedanken an der prominentesten Stelle Hamburgs ist die Entscheidung für die Kopie zu verstehen.

Die Behauptung Traegers, Architektur sei notfalls ersetzbar und das Kriterium der Eigenhändigkeit entfalle (*Festschrift* S. 222 und 227), ist ein verhängnisvoller Irrtum. Er entspringt dem immer wieder vorgebrachten trivialen Argument, der Wert des Bauwerkes liege im Entwurf, im wiederholbaren Plan. Hier kommt oft der Vergleich mit der Musik, mit der Partitur, die mit der Aufführung erst zum Leben erweckt werde und damit wiederholbar sei. Damit schleichen sich gleich zwei Irrtümer ein: Plan und Bau sind nie identisch, Bauhistoriker sollten das wissen. Die Änderungen, Geschichtsspure, die Dokumente des Gebrauchs

sind im Plan nie mitenthalten. Einzelvorgaben für am Bau beschäftigte Künstler wie Bildhauer, Maler, Stukkateure sind häufig im Plan erst gar nicht eingezeichnet, vom Alterswert ganz zu schweigen.

Wie blaß und lebensfern die hinter solchen Behauptungen stehende Geschichtsidee bleibt, veranschaulicht ein Beitrag Fritz Schumachers zur Diskussion um St. Michaelis von 1906: „Aber ich bitte Sie, wenn ich die Pläne habe, die Sache wird doch genauso, und dabei denkt man an die Zeichnung im Maßstab 1:100 oder im besten Falle 1:50, die irgendwo in einem Archive liegt. Ihr, die ihr dies sagt, habt keine Ahnung von Architektur. Nicht das, was man in Zentimetern festlegen kann, gibt die Musik eines Werkes; in dies hohe Schema geheimnist erst die Hand des führenden Meisters den Zauber der Wirkung, wenn er das Detail in natürlicher Größe schafft. Und wenn ihr seine Handschrift noch so sehr zu imitieren trachtet, schon die nächste Generation wird die gefälschten Unterschriften nicht mehr honorieren. Wenn sie richtig empfindet, wird sie keinen Respekt haben vor der Kopie; dieser Respekt läßt sich nicht erzwingen, den gibt nur der echte Hauch aus einer Zeitepoche. Das ist das eine: man glaubt, Kunst zu respektieren, und durch die Art, wie man es tut, zeigt man, wie niedrig man sie einschätzt und verachtet, und verachtet sie dadurch. Man glaubt, Geld sicher und ohne Risiko anzulegen, und wirft es hinaus.“

Schlimmer noch ist der Verstoß gegen einen anderen Aspekt der Baukunst im Vergleich zu den anderen Künsten: die Zeit. Baukunst wird nicht einmal oder häufig „aufgeführt“, sie ist keine punktuelle interpretatorische Verlebendigung und subjektive Aufführung wie Musik, die übrigens nur in der Tonkonserve immer gleich wiederholbar ist. Jeder Interpret schöpft neu, ja selbst der Rezipient wirkt mit. Hier müßte Walter Benjamin gelesen werden, der sonst leider so fahrlässig falsch ins Spiel gebracht wird. Denn er hat auch über Architektur wesentliche Aussagen gemacht, von der Kritik an der „bornierten Logik“ (Simmel) zu schweigen, wonach der „Reiz der Altertümer“ mit einer „absolut genauen Imitation“ in ihrem „ästhetischen Wert“ wiederholbar wäre. Architektur ist auf Dauer berechnet, auf Nutzung, Gebrauch, Behausung, elementare Bedürfnisse des Menschen und der Gesellschaft. Es ist also bedauerlich, wie unaufgeklärt im Sinne Kants solche Argumentationen sind. Daß manche Laien so reden, kann ihnen nicht angelastet werden, daß sich dem aber Hochschullehrer anschließen, läßt verzweifeln.

Eines der abwegigsten Argumente ist der Vergleich mit dem immerwährenden Substanztausch bei gotischen Domen: „Die Dombauhütten können ein Lied davon singen. Ihre Tätigkeit besteht heute vor allem darin, den schadhaft gewordenen Stein des Mittelalters durch neuen zu ersetzen“ (*Festschrift*). Wer so argumentierend der Kopierbarkeit historischer Architektur in einem gänzlich veränderten Stadtbild das Wort redet, verengt die Vorstellung einer in Jahrhunderten gewachsenen und sich ständig verändernden Stadt auf den Horizont eines punktuellen ideellen Querschnittes, den zu wählen jedem Beurteiler willkürlich freisteht. Er negiert die dem Einsichtigen erkennbare Prozeßhaftigkeit von Stadt und fordert schlechthin einen Idealzeitpunkt. Die Zeit steht aber niemals still, und

niemand kann einen willkürlichen Punkt wählen, von wo an eine Stadt ihre Idealform gehabt haben mag, von der ab es nur abwärts gehen könne. Man vergleiche einmal die Publikationen der Hamburger Denkmalpflege von 1950 mit Eintragungen der großen Verluste historischer Stadtsubstanz in der Innenstadt mit der heutigen Ensemblekarte des Hamburger Amtes, und man wird feststellen, daß die jeweiligen Flächen fast deckungsgleich sind. Was vor über einer Generation nur unter dem Aspekt des Verlustes gesehen worden war, kann unsere prozeßhaft denkende Generation aus der Bewertung des *hic et nunc* u. U. als Baudenkmal erkennen. Nichts führt von hier zu dem Vergleich mit den gotischen Domen. Dort ist eine einmal und immer gültig gefundene und vollendete fertige Form in sich geschlossen vorhanden. An dieser Form nagen Umweltschäden, so daß in einem sehr langfristigen, über viele Generationen gehenden Prozeß Teilrestititionen unumgänglich sind, um die Gesamtform zu retten. Man lasse also diesen Vergleich, da er den Vergleichenden nur disqualifiziert.

In eine platte Theorie vom „Unfall“ umgesetzt findet sich eine solche Argumentation auch im Beitrag von Boddians, des Initiators der Ausstellung, zum Berliner Katalog: Nach einem Unfall habe jeder Verletzte das Recht auf Rehabilitation seines Antlitzes und seiner Persönlichkeit. Kann ein Geschichtsereignis aber Unfall sein? Der Unfall setzt meist das Verschulden einer Seite voraus oder aber auch die eigene Schuld. Wo lag also beim Berliner Schloß der Unfall, bei seiner Ausbombung im Zweiten Weltkrieg oder beim Abbruch auf Befehl Walter Ulbrichts? Und vor allem: Ist der Ablauf der Geschichte *per se* nur eine Abfolge positiver Dinge, die eine Kette bilden, der gegenüber das Negative, Zerstörende eben der „Ausrutscher“ aus der Norm ist? Ein so konstruiertes Geschichtsverständnis ist aus den Schnipseln im Papierkorb des 19. Jahrhunderts zusammengeselen.

Nur andeutungsweise kann eingegangen werden auf die Dokumentation des Berliner Schlosses und die Einmaligkeit seiner Detailformen. Von seinem durch keine Meßbildaufnahme, keine noch so gute Aufmaßzeichnung wiedergebaren höchst individuellen Formenreichtum lebte der ganze Bau. Nahezu bei jeder figürlichen Schmuckform, jeder Plastik würden wesentliche Ansichten fehlen, somit stets nur eine grobe Annäherung möglich sein, müßte letzten Endes erfunden werden. Die wenigen Originale in ihrer Verschrtheit würden als unerreichbares Urbild alles übrige deutlich in die zweite Reihe verweisen. Ganz zu schweigen von der Fülle von Gebrauchs- und Altersspuren, also den Zeugen von Geschichtlichkeit.

Dies betrifft auch alle Innenräume mit ihrer durch viele Generationen der Nutzung, Ergänzung, Erweiterung, Umbau, Funktionsänderung am Ende des Kaiserreiches erlangten historischen Individualität. Gerechterweise sei gesagt, daß die Veranstalter sich hier bewußt zurückhalten. Notwendig aber ist der Außenbau nur äußerst bedingt aussagekräftig ohne diese Übereinstimmung oder Brechung von Außen und Innen. Es wäre fast wie die Reduktion des Menschen auf seine Haut (vgl. die Erzählung vom Mohren Angelo bei Karl Markus Michel, „Echt gleich falsch“ – Identität als Fassade, *Deutsche Kunst und Denkmalpflege* 46, 1988, S. 98f.). Wie hat sich z. B. schon die Aussage des Portales IV mit seiner Fremdverwendung an anderer Stelle unter diesem Aspekt geändert!

### „Remake“ – politischer Traum und wirtschaftliche Interessen

Versucht man ernsthaft, die Herkunft aller dieser Mißverständnisse auszuloten, so ist, von einigen Ausnahmen abgesehen, nach einem weitgehenden Einvernehmen in dieser Frage der falsche Zungenschlag wohl erst Anfang der 70er Jahre entstanden. Der konservative Publizist Armin Mohler veröffentlichte 1974 einen Zeitungsartikel mit der Schlagzeile: „Denkmalschutz in Zukunft ohne Patina?“ (*Die Welt*, 10.1.), in welchem er Patina als Zufall, Willkür und Verderb ansprach. Demgegenüber propagiert er die „synthetische Evokation“ als Ausweg: Beim Schrumpfen des „Vorrates an lebendiger Vergangenheit“ werde man bald zu Neubauten von Altstädten und Denkmalen schreiten müssen, und es wäre gut, dann über eine entsprechende Denkmaltheorie zu verfügen. Dies schrieb er nahezu unbemerkt von der Fachwelt, die damals mit der Vorbereitung des Europäischen Denkmalschutzjahres beschäftigt war. Einzig der greise Günther Grundmann stellte die Dinge damals in einem Leserbrief wieder richtig.

In Art jener „synthetischen Evokationen“ sind in den letzten Jahren, freilich gegen das Votum der Denkmalpfleger, einige spektakuläre Nachbauten längst vergangener Gebäude entstanden, wobei niemals die Gegenstände selbst, sondern nur ihre Abbilder wieder Gestalt angenommen haben. Der vielfältige Quellenwert des Originals war nicht wieder zum Leben zu erwecken. „Im reproduzierten Denkmal ist der Anschauungswert ein Hilfsmittel bestenfalls zur mehr oder minder emotionalen Reflexion über Geschichte als Vergangenes. Am originalen Monument hingegen umschreibt dieser Begriff die sichtbare Anschaulichkeit von Geschichte als Gegenwart“ (August Gebeßler, XV. Dt. Kunsthistorikertag 1976 in München). In allen diesen Fällen haben die Denkmalkopien ja oft Jahrzehnte nach den Zerstörungen und nach Veränderungen des stadträumlichen Umfeldes den Charakter einer salvatorischen Stellvertreterfunktion erhalten.

So kann der Ruf nach Wiederaufbau gänzlich zerstörter Bauten als Unterpand letztlich zum Stellvertreter für vieles nicht Erreichbare, vieles politisch nicht Durchsetzbare oder auch Nichtgewollte werden. Er kann zum Alibi für den Gebenden und den Nehmenden verkommen. Die Illusion der in ihren dinglichen Zeugnissen wiederholbaren Geschichte kann im Verein mit wirtschaftlichen Interessen die Wachsamkeit nur einlullen.

Wer die pseudowissenschaftlich begründete Theorie der Wiederholbarkeit von Baudenkmalen propagiert, der singt letztlich das Lied derjenigen, denen schon immer der schöne Schein mehr wert war als die Wirklichkeit. Er trägt Wasser auf die Mühlen derjenigen, die – eines jeden Denkmalpflegers tägliche Erfahrung – es noch immer verstanden haben, unter Beseitigung von Geschichtsquellen „remakes“ von Fassaden anzubieten, zur Bemäntelung handfester wirtschaftlicher Interessen. Er trägt bei zur Implantation einer Immunschwäche in denkmalpflegerische Grundsätze, zur Schwächung der Denkmalpflege in ihrem Kampf für die Dinge, die des unabhängigen Anwaltes bedürfen, da sie sich selbst nicht gegen ihre Verfälschung wehren können.

Dies mag einer populistisch manipulierbaren Öffentlichkeit nicht gefallen, die lieber die schönen Dinge an Festen und Feiertagen bejubelt, und seien es nur

Fassaden. Mit diesem Ausstieg aus der Geschichtlichkeit aller Dinge unter Mißbrauch der Geschichte geraten die Baudenkmale in den Sog virtueller Welten, die oberflächlich gesehen wenig von der Wirklichkeit trennt, die aber doch nur künstliche Welten sind. Walter Benjamin hat die Rezeption von Baukunst durch Wahrnehmung und Gebrauch beschrieben. Das gesamte Gewicht der Geschichtlichkeit der Denkmale, der unwiederholbaren Gebrauchsspuren als Zeugnis des Lebens in und mit ihnen liegt auf diesem zweiten Begriff.

1983 hat Walter Haas es auf den rationalen Kern zurückgeführt, indem er die Frage auf ihren Wahrheitsgehalt reduzierte: Man kann sich fragen, ob an der Stelle eines einstigen Denkmals ein Neubau errichtet werden könne, der dem Ursprünglichen so ähnlich sieht wie möglich. Dies kann die Öffentlichkeit wollen. Wer dann aber ja sagt und behauptet, das alte Haus stehe wieder, dem muß man entgegenen: „Das ist nicht wahr! Entweder lügst Du nur Deinen Zuhörer an oder auch Dich selbst!“

### *Man lasse sich Zeit!*

Es ist wohl nicht mehr Aufgabe der Denkmalpflege, darauf zu verweisen, daß die gesamte Debatte auch Ausdruck einer tiefen Bewußtseinskrise in der Architektur ist. Wenn ein so renommierter Architekturkritiker wie Dieter Hoffmann-Axthelm kürzlich auf dem 6. Hessischen Architektentag seine Berufsgenossen sprachlos machen konnte mit dem Eingeständnis, daß die moderne Architektur beim Versuch des Umganges mit historischen Situationen nur Ergebnisse von „erschreckender Fadheit“ hervorbringe, wenn diese Provokation ohne intellektuell adäquate Antwort blieb (*Die Welt*, 16.7.1993), dann ist dies ein Alarmsignal. Seine un widersprochene Hinnahme würde einen erschreckenden Verlust an Geschichtlichkeit, an Geschichtsbewußtsein, Gegenwartskritik und damit auch Zukunftsfähigkeit bezeugen. Die alte Mahnung Fritz Schumachers an den, der in historischem Rahmen baut: „Sprich Deine Sprache, aber vergiß nicht, daß Dir ein Großer über die Schulter sieht,“ hätte einer tiefen Resignation Platz gemacht. Die wenigen, aus einer kleinen internen Konkurrenz hervorgegangenen Beispiele einer modernen Antwort in der Ausstellung (unter dem Motto „Statt Schloß“; Katalog S. 113-129) scheinen diese Resignation zu bestätigen, so daß in einem der Gästebücher zu lesen ist: „Diesen Wettbewerb hat Schlüter gewonnen.“

Der verhängnisvolle Fehlschluß der Boddien ist aber, daß hieraus nicht die Aufforderung zum Nachbau gelesen werden darf, sondern die nüchterne Feststellung, daß Schlüter und das Original gewonnen *hätten*, das Original, das unwiederbringbar verloren ist. So bleibt am Ende doch die Warnung Poseners (Katalog S. 107ff.), der gleich dreimal schreibt: „Man lasse sich Zeit.“ Das schlimmste ist gegenwärtig die Hektik, mit der Entscheidungen erzwungen werden sollen, mit der Apodiktik und Härte von Bekenntnissen statt offener Erkenntnissuche.

Man lasse sich also Zeit, werde sich aber so gründlich wie möglich über die vielfältigen Rahmenbedingungen klar. Man rede nicht von Spolienfunden auf Schutthalden, bevor man sie gefunden hat. Die Sache ist zu wichtig, um auf die-

se Weise übers Knie gebrochen zu werden. Man stelle alle erhaltenen und die eventuell hinzukommenden Funde in einem Lapidarium der Öffentlichkeit am historischen Orte für die Diskussion zur Verfügung. Man mache Grabungen, die ohnehin vor jeder künftigen Entscheidung wichtig sind. Die Entscheidung, die eine nächste Generation in Abwägung aller Faktoren fällen mag, muß nicht durch selbstgesetzten Erfolgsdruck herbeigezwungen werden. Die Zeit ist offenbar noch nicht reif dafür. Es gehört allerdings viel Mut und Entsagungsfähigkeit dazu, mit einer offenen Frage über längere Zeit zu leben, die beiden, der Vision und der schmerzlichen Gegenwart, die Pflicht zum Dialog auferlegt.

Manfred F. Fischer

## Denkmalpflege

LICHT UND FARBE IM BERLINER UNTERGRUND:  
DIE U-BAHN-LINIE 8 DER BERLINER VERKEHRSBETRIEBE,  
EIN GEFÄHRDETES VERKEHRSDENKMAL VON EUROPÄISCHEM RANG

*(mit drei Abbildungen)*

Der Fall der Mauer brachte es mit sich, daß wichtige Bereiche des Berliner U- und S-Bahn-Netzes, die als Folge der Teilung brachgelegen hatten, ihre ursprüngliche Bedeutung zurückerhielten, daß die „Geisterbahnhöfe“ unter der ehemals Ost-Berliner Stadtmitte wieder öffentlich zugänglich wurden. Dies war gleichsam ein (kunst-)historischer Glücksfall, denn durch die jahrelange Nicht-Nutzung sind sie in einer Authentizität überliefert, die die übrigen Stationen weder im Westen noch im Osten besitzen. Es handelt sich neben der Nord-Süd-S-Bahn durch das Stadtzentrum zwischen Nordbahnhof und Anhalter Bahnhof vor allem um die U-Bahn-Linie 6, im Bereich Schwartzkopffstraße – Stadtmitte entstanden 1913-1923, und die Linie 8, Gesundbrunnen – Leinestraße, erbaut mit einigen Ausnahmen der Jahre 1914/15 in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre bis 1930.

Innerhalb der Bauaufgabe „U-Bahn“ steht die Berliner Lösung einzigartig da: Es gab im Deutschland der ersten Jahrhunderthälfte mit der Ausnahme Hamburgs keine Stadt vergleichbarer Größenordnung, die überhaupt ein derartiges Verkehrssystem gebraucht hätte. Europäische Weltstädte wie London und Paris verfügen zwar über ein ähnliches Netz, weisen aber keine Verkehrsarchitektur der 20er Jahre auf, die als unmittelbarer Reflex auf zeitgenössische Hochbauarchitektur zu verstehen wäre. Das liegt daran, daß die dortigen U-Bahn-Linien früher geplant und errichtet, zudem im Röhren-Vortriebs-System erstellt wurden, nicht wie in Berlin als Unterpflasterbahn, die zum größten Teil im Tagebau vorangetrieben werden konnte. Bis heute erfüllt die Berliner U-Bahn aufs beste ihre Auf-